

Der Denar und die Holzfiguren

Als kleines Kind besaß ich eine große Menge einfach gedrechselter Holzfiguren in vier verschiedenen Farben. Sie stammten aus einem Spielmagazin. Mit ihnen spielte ich auf einem Teppich, den ich zu Bergen und Tälern, Grenzen und Landschaften auffaltete.

Ich spielte Kolonialismus. Anfang der sechziger Jahre war das Wort in dem, was ich hörte, offenbar noch nicht eindeutig negativ besetzt. Die Figuren einer Farbe überfielen die Figuren einer anderen und machten sie zu den Ihren. Gemeinsam zogen sie gegen die dritte Farbe. Die Figuren der vierten Farbe hatten schließlich keine Chance mehr.

Auf diesen Augenblick fieberte ich hin.

Es genügte mir nicht, dass meine Figuren gewannen. Erst wenn die letzten anderen Figuren eingekreist und vollkommen aussichtslos waren, konnte ich meine Macht spüren. Ihre Verzweiflung war nicht der bedauerliche Preis meines Sieges. Sie war sein Beweis.

Ich war ein kleines, körperlich eher schwaches Kind und wünschte mir nichts sehnlicher als einen Beschützer. Als zweites von vier Kindern hatte ich häufig Angst, nicht genügend beachtet zu werden. Meine Geschwister erlebte ich eher als Konkurrenz. Ein Jugendfreund sah das später ganz anders. Für ihn waren sie meine Privatmiliz. Er war Einzelkind, kräftig, sportlich und selbstbewusst. Ich bewunderte ihn dafür. Ihm wiederum imponierten meine mathematische Begabung und meine religiöse Standhaftigkeit.

Vielleicht sehen wir im anderen besonders deutlich, was wir selbst zu wenig zu besitzen glauben.

Woher meine Angst genau kam, weiß ich nicht. Aber ich weiß, was sie mit meiner Fantasie machte. Sie machte mich nicht zuerst empathischer. Wenn ich in anderen Menschen ähnliche Ängste wahrnahm, regte sich in mir nicht automatisch Mitgefühl. Manchmal revoltierte es geradezu in mir:

Halt, zuerst bin ich dran! Kümmert euch um mich, nicht um die anderen!

Ich schämte mich dafür. Mit zunehmendem Alter wurde mir deutlicher, dass dieses Gefühl nicht zu dem Menschen passte, der ich sein wollte. Doch bestimmte Kränkungen reichten so tief, dass meine Selbstkontrolle nicht mehr dorthin nachregulieren konnte. Wer mich einen Schwächling nannte, traf nicht nur mein Selbstbild. Er berührte eine ältere Angst.

Im Spiel konnte ich die Verhältnisse umkehren. Dort brauchte ich keinen Beschützer. Ich bestimmte selbst, wer schutzlos war. Erst wenn die anderen keine Möglichkeit mehr hatten, spürte ich meine eigene Macht. Und für einen Augenblick fühlte sich diese Macht wie eigener Wert an.

Heute erkenne ich etwas von dieser Bewegung in politischen Sätzen wieder:

Ich werde nicht genügend beachtet. Für die anderen ist Geld da, für mich nicht. Helft erst uns, dann ihnen. Irgendjemand muss endlich Ordnung schaffen.

Solche Sätze können auf wirkliche Ungerechtigkeiten hinweisen. Nicht jede Klage über Benachteiligung ist Neid. Nicht jede Angst ist eingebildet. Und ich darf andere Menschen nicht aus der Ferne zu verängstigten Kindern erklären. Ich kann nur sagen: Ich kenne aus mir selbst die Versuchung, die eigene Wiederaufrichtung mit der Erniedrigung anderer zu verbinden.

Es genügt dann nicht mehr, selbst sicher zu sein. Ein anderer muss sichtbar verlieren. Seine Ohnmacht wird zum Beweis meiner neu gewonnenen Bedeutung.

Im Gottesdienst hörte ich das Evangelium von den Arbeitern im Weinberg. Einige hatten den ganzen Tag gearbeitet, andere waren erst kurz vor Feierabend angeworben worden. Am Ende erhielten alle denselben Lohn: einen Denar.

Die zuerst Gekommenen empörten sich. Sie hatten mehr geleistet. Ihr Einspruch ist deshalb nicht einfach unverständlich oder verwerflich. Aber ihnen wurde nichts von dem genommen, was vereinbart worden war. Ihre Kränkung entstand daran, dass die zuletzt Gekommenen ebenfalls genug erhielten.

Der Prediger deutete den Denar als das Reich Gottes. Gott gibt nicht weniger als dieses Eine, aber auch nicht mehr: den Himmel, seine ungeteilte Gegenwart.

Meine Gedanken gingen in eine etwas irdischere Richtung. Vielleicht ist der Denar auch ein Bild für das Existenzminimum. Für das, was ein Mensch braucht, um am nächsten Tag wieder aufzustehen, weiterzuleben und unter anderen Menschen erscheinen zu können.

Das Gleichnis behauptet nicht, alle hätten dasselbe geleistet. Es beantwortet auch nicht sämtliche Fragen nach Lohn, Verantwortung und Verdienst. Aber es zieht eine Grenze unter den Wettbewerb. Die unterschiedliche Lebensleistung darf nicht darüber entscheiden, ob ein Mensch überhaupt leben kann.

Was du zum Leben brauchst, darf nicht davon abhängen, ob ein anderer dich erst durch deinen Mangel als überlegen erleben kann.

In jeder vermeintlich eigenen Leistung steckt zudem vieles, was wir nicht selbst hervorgebracht haben: unsere Geburt, unsere Gesundheit, Sprache und Bildung, ein Elternhaus, eine Bibliothek, Menschen, die uns etwas zutrauten, ein Land, in dem wir lernen und arbeiten konnten. Das schmälert unsere Leistung nicht. Aber es nimmt ihr den Anspruch, vollständig ihr eigener Ursprung zu sein.

Der Denar des anderen nimmt mir meinen Denar nicht.

Vielleicht beginnt Gerechtigkeit deshalb nicht erst mit der richtigen Berechnung von Leistung. Vielleicht beginnt sie mit der Frage, ob ich das Genug des anderen ertragen kann, ohne meinen eigenen Wert bedroht zu sehen.

Ich denke dabei wieder an die Holzfiguren auf dem gefalteten Teppich. An das schwächere Kind, das seine Macht erst in der vollständigen Ausweglosigkeit der anderen spüren konnte. Dieses Kind ist nicht einfach verschwunden. Seine Erfahrungen haben Spuren hinterlassen. Aber ich bin auch nicht darauf festgelegt, seine Spiele fortzusetzen.

Niemand sollte verlieren müssen, damit ich mich als Gewinner fühlen kann.